

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 13. Januar 1916

Gedanken eines Sozialdemokraten.

Der sozialdemokratische Schriftsteller Anton Hendrich aus Freiburg i. Br. hat über seine Reisen an verschiedene Fronten mehrere Schriften herausgegeben. Wie er in einer dieser Schriften schildert, hat er in Flandern nicht nur den Reichskanzler, sondern auch den Kaiser selbst gesprochen. Die Frage, was er mit dem Kanzler geredet, beantwortete er einem bereits im W. & A. veröffentlichten Bericht nach dahin:

„Leber nichts anderes als über die Möglichkeiten, wie nach dem Kräfte der aller Anerkennung der Notwendigkeit und Selbständigkeit der Parteien des Volkes Kräfte doch so gefast werden können, daß aus der immer größeren Entfernung des zerkleinernden Mißtrauens die wachsende Nähe schaffender und aufbauender Wirkung wird. Leber das, was von oben her in Vorsehung und Handhabung des Gesetzes geschehen muß, um das Vertrauen in die Regierung herzustellen, aber auch über den Wahlsinn, der darin besteht, wenn die Befragung eines geforderten Schusses, auf eine einsame Insel verschlagen, unter sich in Streit und Zwiespalt und Zwietracht gerät.“

Und aus seinem längeren Empfang beim Kaiser zog er zwei Schlüsse:

„Der stärkste Eindruck, den ich vom Kaiser erhielt, war der der völligen Aufrichtigkeit seines Friedenswillens bis zum letzten Augenblick.“

Und weiter:

„Von sozialen Dingen war die Rede gar nicht. Aber ich habe die feste Überzeugung, daß der Kaiser mit seinem lebhaft suchenden Verstand nach dem Friedensschluß und nach der überwältigenden Einheit des Volkes in der Verteidigung des Vaterlandes noch einmal die Gelegenheit ergreifen wird, der Einigungsstätte eines sozialen Staates mit all dem Persönlichkeitsreichtum zu werden, dessen allein Deutschland, das Land der Seelenliebe und das Reich der demokratisch-monarchischen Synthese, fähig ist.“

Zweifelslos gehört Anton Hendrich zu jenen süddeutschen Sozialdemokraten, die, mehr in bürgerlichen Anschauungen wurzelnd, mit Gedankens- und Methodensphäre sozialer Elemente in der deutschen Sozialdemokratie nicht übereinstimmen. In dieser Lage hatte man im Inoffiziengebiet Gelegenheit, den Freiburger Sozialdemokraten zu hören, in zwei Vorträgen, die er in Duisburg und in Wülheim an der Ruhr hielt. Er folgte in den beiden Städten einer Einladung der unter dem Vorwort der Oberbürgermeister stehenden Ausschüsse bürgerlicher Kreise, die seit Kriegserbeginn in öffentlichen Vorträgen Redner aus allen Parteierichtungen zum Wort kommen lassen. Während Hendrich in Wülheim über „Kriegserlebnisse und Kriegserkenntnisse“ sprach, hatte er für den Vortrag im Duisburger Stadttheater „Deutschlands Zukunft vom sozialdemokratischen Standpunkt aus“ zu seinem Gegenstand gemacht. Vorher gab er in Duisburg die Erklärung ab, daß er in vielen Punkten von den Anschauungen seiner Partei abweiche, besonders in der Stellung zu religiösen Fragen; man könne ihn nicht einen vollen und ganzen Sozialdemokraten nennen. Das sage er nicht gegen andere, er hoffe aber, daß den Weg, den er gehe, noch manche seiner Parteigenossen, und nicht die schlechtesten, gingen, und daß dieser Weg in Zukunft noch von vielen gegangen werde. An die Spitze seiner Gedanken stellte Hendrich die Notwendigkeit, umzuwenden und die Folgerungen aus den Geschehnissen unserer Zeit zu ziehen:

„Was für ein politisches und soziales Leben hatten wir denn in Deutschland bis zum Ausbruch des Krieges? Doch kein Leben der fruchtbarsten, schöpferischen Kraft, sondern man verhiß sich ineinander, und jeder setzte seine ganze Kraft daran, zu beweisen, daß er klüger sei als andere. Tiefe Kluft schieden das Volk in Parteien, und selbst Männer von guter Erziehung hielten einen anderen für minderwertig, weil er ein Sozialdemokrat oder ein Konservativer war, oder weil er zur Zentrumspartei gehörte. Das war eine Verwüstung, die wir jetzt erst sehen, seit für das alles die Zeit vorbei ist. Aber das Zusammenbrechen und das Wahrwerden des Lobbies. Ich halt' einen Kameraden, einen besseren findet's man nicht, das alles wäre nicht gewesen, wenn nicht hinter dem Kampf etwas anderes gestanden hätte, der Kampf um die deutsche Seele. Wir sind in einem Aufbruch, in einer merkwürdigen Zeit, wo es heißt „Koralle coeli“, „Luzifer, Himmel, den Gerechten“, der aufsehen soll, damit jeder in dem andern den gleich erschaffenem

Menschen erkennt. Die im Schützengraben haben es gespürt, daß wir zusammengehören. Sollte, was da draußen geschieht, nicht auch für uns möglich sein? Ich bin nichts weniger als ein Humanitätsdusel. Nicht jeder soll dem andern um den Hals fallen, bei allem gleichem Herkommen sind wir verschieden, aber wir müssen den innern Menschen erkennen und achten lernen. Oft wird das herzlich schwer gemacht, z. B. mir von meinen Parteigenossen. Aber das weiß ich, wenn ich wegen meiner Stellung zum Kräfte angegriffen werde, dann ist es nichts als christliche Willen und Absicht, die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft nicht gefährden zu lassen. Da muß noch unendlich viel geschehen, bis Frieden in Deutschland ist.“

Bei der Behandlung der Frage, wie die Zukunft Deutschlands vom sozialdemokratischen Standpunkt zu gestalten sei, stellte Hendrich eine Reihe Forderungen auf, die dem Leser der sozialdemokratischen Presse nicht neu sind, die aber auch zum Teil in der bürgerlichen Presse und in den Volksvertretungen Forderung gefunden haben. Der Vortragende wußte diese Forderung in eindrucksvollen Darlegungen zu begründen. Im wesentlichen sagte er:

„Aus den gegenwärtigen Ereignissen müssen wir das allererste heraus-schöpfen, und das ist eine sehr schwere Sache. Das allererste, rein praktische ist, daß alle sozialdemokratischen Klassen ein für allemal unserer Partei nicht mehr den Schmerz antun, uns für vaterlandslos zu halten. Das zweite ist, was in einem vom Reichkanzler herrührenden Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gesagt wurde: „Wenn der Krieg zu Ende ist, dem freien Volke das freie Wort.“ Frei sein heißt nicht, ziellos sein und keine Grenzen kennen, frei sein heißt nur, dem gesunden Drang des innern Gewissens Ausdruck geben dürfen. Das haben die Hunderttausende im Westen und Osten, die sorgen, daß die Fronten nicht sind, und daß wir hier in aller Ruhe hören und reden können, mit ihrem Blut verdient, daß sie nachher frei reden dürfen. Wer liebt, darf reden. Wer das Vaterland so sehr liebt, wie unsere Leute, nicht zum wenigsten unsere Armeekorps geistesmäßig organisierter Arbeiter, die an der Spitze und in der Champagne die Front gehalten haben, der muß frei reden dürfen. Das wichtigste aber bleibt, daß wir alle wieder einen großen Glauben an das Aufwärts- und Vorwärts der Menschheit bekommen, und daß Deutschland darin allen andern Völkern vorangehen soll. Wir müssen alle scheiden in solche, die glauben, und solche, die nicht glauben. Es gibt ja jetzt schon so viele, die sagen: Ach, hören Sie auf, es kommt nachher doch alles so, wie es vorher gewesen ist. Und diese Menschen können so viele Fälle anführen, wo sie recht gehabt haben, aber sie sind nicht Schuld daran, wenn es trotz ihnen in der Welt und in der Menschheit immer vorwärts und aufwärts geht. Sie sind diejenigen, die in dem ganzen Weltgeschehen nur eine Halbestation sehen. Das sind die, vor denen es heißt: Wenn ihr doch halt' nörret oder wäret; da ihr aber lau seid, werde ich euch ausspeien aus meinem Munde. Das ist eine derbe altdeutsche Sprache, aber man weiß, was damit gemeint ist. Wir brauchen Menschen, die wissen, daß die neuen Register auf der Orgel des deutschen Volkes gezo-gen werden, die mitmachen, mitwirken und mitsingen wollen. Der Sinn der Welt liegt doch darin, daß wir eine Aufgabe und einen Beruf erfüllen. Und dieser Krieg ist der größte Wahnsinn an den Beruf, den Deutschland jetzt zu erfüllen hat, dieses Deutschland, das in seine Schicksalsstunde hineingestossen wurde, um über seinen Beruf klar zu werden, gerade wie ein Mensch in seine Schicksalsstunde hineingestossen wird, damit er merke wird und begreift. Wer das nicht begreift, ist ein armer Mann. Es ist ein Fehler für ein Volk, wenn es sich für auszuwählen hält. Ich brauche das Volk nicht zu nennen, das an diesem Glauben geradezu zugrundegegangen ist. Ob ein Volk auswählt ist oder nicht, das steht auf einer ganz andern Seite. Aber ob ein Volk berufen ist, das kann man wissen. Gewiß, alle waren einmal berufen, auch Frankreich, aber dieses hat allem Anschein nach seinen Beruf verfehlt. Ob dieses Frankreich seinen Beruf erfüllt hat, als es die Schwarzen, die Turken gegen uns schickte, das Frankreich, das jetzt behauptet, wir Deutsche seien alle eine Gesellschaft von Irren, das Frankreich, das 44 Jahre nach seiner letzten Niederlage noch auf derselben Bevölkerungszahl sich befindet? Frankreich ist ein niedergebendes Land, das nur noch an seiner Autorität sich beruht. Wenn ich das

sage, so ist das kein Pharisäertum. Wer weiß, welche Sympathien wir Baden, wir Süddeutschen im besondern, immer noch für Frankreich hatten, Sympathien, die der Kaiser teilte, der glaubte, daß er immer noch mit den Franzosen zurecht kommen werde, erst der tann erfassen, wie entsetzt wir waren, als wir den wirklichen Zustand von Frankreich, sein Zerfallen, erkannten.“

„Um unsere Ideale zu erfüllen, müssen wir Aufgaben auf sozialem Gebiet gestellt werden. Wenn wir nicht eine Wohnungsreform allergrößten Stils bekommen, dann wird die Gefahr der Abnahme der Bevölkerung bedrohlicher werden. Es gibt Leute, die sagen, das sei jetzt der erste punitive Krieg. Ich kann ihnen nicht unrecht geben. Ich glaube nicht, daß unsere Gegner, wenn wir sie niedergezogen haben, Ruhe geben werden. Wir werden noch und stark sein müssen. Dazu brauchen wir neue, gesunde Menschen mit roten Wangen, die kämpfen können, wenn es darauf ankommt. Schon von diesem rein nationalen Standpunkt aus ist es notwendig, daß wir in Deutschland eine Wohnungsreform allergrößten Stils durchführen. Noch ein anderes ist notwendig. Nachdem die Gleichheit und der gleiche Wert des Blutes zwischen Höhen und Niedern draußen im Schützengraben erwiesen worden ist, muß das gleiche Recht und die gleiche und direkte Wahl für alle Staatsbürger kommen. Das sind zwei Dinge, um die wir nicht herumkommen. Wenn man sich dagegen sträuben sollte, werden sie mich auf dem äußersten linken Flügel der Sozialdemokratie sehen. Wenn man sich dagegen sträuben sollte, dann gibt es nur ein großes Wehe über unser Vaterland, das so wenig verstanden hätte, seinen Söhnen für das zu danken, was sie geleistet haben. Ich durfte an den Fronten in Flandern, in Russland und im Elsas sein. Da war das größte Erlebnis, was unsere Leute das Angeheure, von dem wir keine Ahnung haben, ertragen. Mit welchem Opfermut, mit welcher Hingabe, Fähigkeit und Unerschütterlichkeit! Natürlich kommt es vor, daß der eine oder der andere einmal den Kopf hängen läßt, aber wenn der Befehl zum Sturm kommt, dann ist es ein solches Aufkommen, daß wir alle stolz sein dürfen über das Volk in Waffen, das uns da draußen verteidigt. Der alte Fritz hat das Wort geprägt, Gott sei immer mit den größten Vorkämpfern. Zu den vielen Dingen, welche dieser Weltkrieg zu nichte gemacht hat, gehört auch dieses Wort; denn die Kisten und andere hatten viel mehr Truppen. Gott ist mit denen, deren Seelenleben unter den Völkern am meisten emporgelstet ist, und das ist das deutsche Volk und das deutsche Meer, und deswegen konnten wir in den Kämpfen in der Champagne durch mehrjähriges Trommelfeuer nicht gemüht werden, weil die deutsche Seele nicht gemüht werden kann. Das einzige, woran der Mensch alle sich halten kann, ist eine lebendige Seele, und alle Idealismen sind sonstige Tugenden, die zusammen, wenn der Mensch nicht diesen lebendigen Prometheus in sich hat. Um dieses Feuer müssen wir ringen. Dieses innere Feuer ist das verbindende zwischen den Menschen, das das Große erkennen und durch die Welt gehen läßt, ungedacht der Klassen und Rassen. Wenn man dieses Feuer besitzt, wird alles einfach, werden alle sozialen Fragen selbstverständlich, gegen die man sich nicht sträubt. Wenn dieses Feuer die deutsche Arbeiterschaft ergriffen hat, dann wird sie nicht mehr mit den Fehlern der Marxistischen Lehren sich über die Mängel der Welt trösten müssen, dann wird sie vom Papier zum Leben durchgedrungen sein, zum Leben, das allein das Leben wert ist, nicht zum Vegetieren, zum Leben aus jenem Feuer heraus, genalzt dessen wir jetzt die Fronten halten.“

„Mit einer ersten Mahnung schloß der Vortragende. Wir seien, so meinte er, besser, als wir wüßten, aber um es zu merken, müßte es uns erheblich schlechter gehen, als wir es wünschten. Wenn es vorbei sei, dann würden wieder menschliche Eigenschaften in die Erscheinung treten. Man werde sagen: Ach ja, das war ein herrlicher Krieg! Dann werde man wieder Kriegervereine gründen und sehr begeistert von sich und seinen Taten sein. Demgegenüber setze der Vortragende die nachfolgenden Worte: Wir müssen innerlich heller werden und zum ersten Male der Welt das Schauspiel geben, daß ein Volk wie das deutsche das Herz der Welt wird. Lassen wir nicht das Alltägliche, das Allzumenschliche über uns ergehen. Wir müssen festhalten an dem Beruf, den wir einmal erkannt haben, und dieser Beruf ist nicht der, klüger zu sein als andere Völker, nicht ergrü-

nder zu sein als andere Völker, sondern aufrichtiger zu sein als andere Völker. Den Aufrichtigen läßt's der Herr gelingen!“

Der feldgraue Urauer.

Von J. Schöngamer-Heimdal, Leutnant der Landwehr.

Im Kirchdorf hält das Postauto, das von drei Stunden entfernten Bahnstation kommt. Rotternd steht es, ein Rud, auf dem granitgeplasterter Platte vor dem „Gasthof zur Post“. Die Hühner flattern gackernd zur Seite, ein paar Neugierige stehen herum. Ueber das Trittbrett klappt eben der einzige Fahrgast. „Jeff, ein Feldgrauer, mit Gewehr und Tornister!“ ruft die Bräutlerin.

„Ja, das is ja der Michl, der Pensionier!“ schreit die Posthalterin. Mit tieferem Atemzuge steht der Feldgrauer zwischen Wagen und Leuten. Seit einem Jahre der erste Schlaf Heimathaus. Wie fassam das ist, wie wohl das tut! Und die bekannnte Gesicht, die Posthalterin, die Bräutlerin, die Kinder... „Jetzt geh nur gleich ein in d' Gasthob'n, hast g'woiß Hunger und Durst!“ sagt die Bräutlerin und schiebt Michl vor sich her über die Seitentreppe zum Posthause.

„Ja,“ wehrt sich Michl, „i hab' ja bloß mehr drei Pfening im Sack, da kann i heut nimmer einkeh'n. Laßt's mi' heim zu meine Weib'!“

„Dös wär' noch dös Schöner“, sagt die Posthalterin. „A feldgrauer braucht ka' Geld bei uns. Einziges, sag' i, und isst und trinkt z'erst, eh' daß d' boomgeht zu Deine Weib'. Wiffen sie's schon, daß d' kammst?“

„Na,“ sagt der Michl, „i kimm' ganz unversehrt. Gestern mittag beim Appell sag' der Hauptmann: „Michl, Du kriagst acht Tag' Urlaub. Alle, die seit Anfang im Feld han, krieg'n acht Tag'. San uns so bloß mehr drei von der ganzen Kompagnie. Also — gettern auf d' Nacht no' im Schützengraben im Argonnenwald — und heut' auf d' Nacht dahom im Böfmerwald, dös kimmst du g'spafi für! I kann's no' gar net glaub'n.“

Aber der Michl muß es wohl glauben, daß er daheim ist. Im Gastzimmer sitzen sie schon alle um ihn herum; an den „Herrentisch“ hat er sich setzen müssen zum Herrn Pfarrer und zum Lehrer. Er weiß gar nicht, wie ihm geschieht. Jeder schiebt ihm seinen Mastrug zu, und von jedem soll er zuerst trinken. Die Bräutlerin bringt ein Mordstrümm Pöfe: „Da is,“ was d' magh, Michl, und d' Posthalterin macht deroeile a Schößfupp'n und a Bratl, damit's d' ebbs Wärm's eintritt in Mag'n. Aus dem Schützengraben kimm' er!“

Im Davorgehen fährt sich die Bräutlerin mit dem Schürzenzipfel über die Augen. Der Herr Pfarrer schiebt dem Michl eine Handvoll Zigaretten zu, die der Herr Lehrer läßt eine Schachtel Zigaretten bringen, und die Bauern haben ihre Tabakblätter in der Hand, wenn etwa der Michl schnupfen möchte.

Der Posthalter bringt eine Maß um die andere, und so vergeht die Zeit, man weiß nicht wie. „Jetzt mußst i' aber hoam,“ sagt der Michl, „meine Weib' werden aa schon schlaffen. Und mei' Schuldigkeit...“ „Nix Schuldigkeit,“ sagt die Bräutlerin, „mir han mo' ent'schuldig. Wenn man denkt, was's altes austieh'n müßt's, is tapfere Felden, kann man's ja gar net bezahl'n!“

„Alle niden,“ und der Bader sagt: „Michl, daß d' von am Sonntag zum Kaiserinn kimmst! Und photografiert wirst auch, nobel, als feldgrauer. Kost' d' ni!“

„Und zu mir kimmst aa, geht auf a Trumm G'fells's net 'famm!' — „Und zu mir aa, i' hab' aa no' a Fleisch!“

„Guat Nacht beinand!“ sagt der Michl und geht. — „Guat Nacht, Michl, und kimm fein g'woiß!“

„Wenn i' an Feldgrau'n sieh' i' mir grad' allemal, als wenn a Heilig' er i' d' Weg waart.“ meint der alte Martinbauer, wie der Michl draußen is.

„Wahr is's,“ niden alle. Deroewilln spahrt der Michl in der Sternennacht seinem Heimathaus zu. Oft einmal bleibt er stehen und schaut um sich. Zwei Jahre ist er nicht mehr dagewesen. Voriges Jahr, wie er Ernteurlaub bekommen hätte, hat er in den Krieg formmäßig, und doch er vom Krieg noch einmal heimkame, das hat er nimmer zu hoffen gewagt. Und jetzt ist er doch da.

Und wie haben sie ihn empfangen,

der Pfarrer, der Lehrer, die Bräutlerin und die Posthalterin! Alle, alle! Und daneben denkt er an die Todesängste und Strapazen, die sie draußen ausstehen mußten. Manchmal hat der Mut schon auslassen wollen, weil gar kein Ende gekommen ist. Aber jetzt, in der Heimat, weiß er, warum sie es getan. Die guten Leute! Wie sie ihn ehren! Das hätte er sich nie träumen lassen.

Jetzt geht er über die Steinbrücke über den Röhrenbach. Da ist die Wiese, wo er vor zwei Jahren noch Grummet gemäht hat, ehe er zu den Pionieren eingerückt ist nach Ingoschlad. Und da ist der Heibader. Feuer stehen Kartoffeln darauf; vor zwei Jahren war es Sommerforn. Da ist der Mittelader und drüben das Breittrumm; es sind schon Kornböckel aufgestellt.

Und nirgends ein Granatloch, nirgends Kanonendrühen. Nur eine Wachtel hört er vom Doppelbrunn herauf, und ein Sternschneider geht über den Habichtstein nieder. In der Linde vor der Kapelle am Dorfsingang ist ein Säufeln. Einen Malbaum haben sie auch, hoch ragt er mit bunten Bändern und werten Kränzen über die Dächer im Sternennacht.

Mit seinen Augen, die ans Spähen im Dunkeln gewöhnt sind, sieht der Michl Vertrautes und Neues.

Jetzt noch fünfzig Schritte, dann steht er vor dem väterlichen Hofort. Den Brunnen hört er schon plätschern, in den Ställen ab und zu einen Malhulst und Stampfen. Im Hause ist es aber ganz still; seine Leute schlafen alle.

Behutlich schiebt er den Riegel zurück, das Hofort knarrt; dann steht er vor der Haustüre. Jetzt schlägt ihm das Herz an den Hals. Was werden sie sagen?

Run klopfte er.

„Wer ist draußen?“

„Ich, der Michl!“

„Eine Weile ist es still im Haus, dann hört er noch einmal:

„Was für ein Michl?“

„Der Pensionier! Urlaub hab' i'!“

Jetzt hört er wieder die Mutter: „Water, Dirndl, steht's auf! Der Bua is da, der Michl!“

In der Stube wird Licht; die Haustür geht. Die Mutter streckt ihm beide Hände entgegen: „Ja, Bua bist d' es wirklich? Grad' hab' i' bet' für ent! — sie hat noch drei Ruben im Felle — „und da hör' i' s' kloppen und denk' mir, wird ebbs doch net der Bua' sei.“

Ersther Stimme fügt sie noch bei: „Ja, hab'n wir denn wirklich dös große Glück, daß wir d' no' amol seh'n dürf'n!“

Ein Duzend Hände strecken sich ihm entgegen, der Vater — wie alt ist er geworden! — die Dirnbeln, die jetzt alle Mannsarbeit auf dem Hofe machen müssen, und das Anecht, ein Hüterbübel mit sechzehn Zähnelein.

Lang ist es still; nur ein Schauen durch verträumte, schlaftrunkene Augen. Die Mutter schüttelt es.

Sagt der Vater: „Sagt' Euch alle nieder!“

Sagt die Mutter: „I loch' Dir gleich 'was.“

Sagt der Bub: „Brauchst mir nir toden, Mutter!“ Auf der Post im Kirchdorf hab'n f' mi' glei' einzo-gen, und überhaupt, wir hab'n koa Not net, Mutter!“

„O liebe Frau, gell's Gott tausendmal, daß wir d' nominal seh'n dürf'n!“

Den Tornister und das Gewehr, den Helm und die Rüstung hängt der Michl an den Kleiderhaken hinten in der Ecke, wo früher immer sein Schuttsack hing. Dann geht er sich an den Tisch auf einen Platz, wo er vor dem Kriege immer gesessen. Inzwischen hat ihm die Mutter doch ein Süpplein gewärmt, das er trinken muß.

Jetzt, im vollen Licht der Lampe, sehen sie erst, wie verändert der Bub' ausschaut. Die leeren, übermühten Augen sind ernst und tief geworden, wie gefestsabwefend suchen sie von einem zum anderen, und alle denken: Der Bub' ist ja ein ganz anderer jetzt, das ist ein Mann geworden. Erst 21 Jahre zählt er, aber die Augen haben das Wissen einer Zwigleite.

Am linken Auge hat er ein rotes Mal. Wo es das herbe? „Ja, ich hab's Euch nicht schreiben mögen. Bei einem Sturmangriff hal's mi' amal erwischt, a Handgranat'n. Da, am Daumen aa... Is gar net der Red' wert. I' hat' ja weit schlimmer ausfall'n können.“

„Sie schauen nur und schauen nur. Das Hüterbübel, jetzt Anecht, s'igt mit sperrangelweitem Mund da und getraut sich kaum zu schnaufen. Die

Dirnbeln, die ein Jahr lang Liebesgaben und Liebesgaben schickten, haben ein Mitleid mit dem Buben, gar nicht zum fagen. Der Vater auch, weil er der Jüngste ist, der Bub', von allen und das allermeiste hat durchmachen müssen als Pionier. Und der Mutter rinnt eine Träne um die andere über die gramdurch-furchten Wangen.

„Was is denn dös?“ fragt jetzt der Vater. „Du hast ja da am Hintertopf keine Haar mehr; fast faustgroß is der Fied. Welt, g'woiß vom Helm?“

„I' woah' s' wirklich net,“ sagt der Bub', „woher dös kimm. Aber amal — hübsch am Anfang des Krieges is's scho g'wes'n, da san ma drei Tag' im Feuer g'leg'n. Von vorn und von der Seit'n ham' f' herg'schossen, es is a fürchterlich's Feuer g'wes'n. Die meisten san da g'fallen, und i' hab' aa nimmer g'loubt, daß i' no' dabontkimm. Um mi' rum hat sich koaner mehr g'ruhrt; a paar haben no' g'winnet. Dös is dös ärgste, wenn man's hört, und tannt soan helfen. Wie's endl' gar war dös Feuer, da hab' i' aa in Helm an'von und hab' bel't. Und da is a Büschl Haar im Helm g'leg'n. Von an Schuß is net, die Platt'n, die Haar' san halt' so aus'ganga.“

Wieder ist es eine Weile müsschenill in der Stube. Da schnarrt die Wanduhr ab und schlägt mit zwölf Schlägen den folgenden Tag an. Aber dessenungeachtet denkt niemand an einen Schlaf.

Das Anecht blenn förmlich vor Neugier, auch Feldentaten vom Michl zu hören. Er möchte zu gern wissen, wieviele Franzosen dieser erschossen hat; daß nämlich die Pioniere im Argonnenwald die aller-tapfersten sind, ist ja schon wie oft im „Waldboten“ gekundat. Aber der Michl erzählt nicht viel.

„Is denn im Winter auch recht kalt g'wesen im Argonnenwald?“ fragt ein Dirndl.

„Kalt? Freilich! Amal hab' i' a Paar z'riffene Stiefel g'habt, wo d' Jehen nauss'schaut' hab'n. Da hab' i' halt' meine Füß'n in zwoa Sandfäß' g'setzt. Is a ganga...“

Jetzt rumpelt es dem Hüterbübel wirklich heraus: „Wieviel Franzosen hab' d' denn erschoss'n?“

Da muß der Michl wirklich lachen. „Alle net“, sagt er, „a paar hab' i' Dir scho' übrig g'löff'n!“

Jetzt lachen auch die anderen, und es löst sich erst die Rede. Es kommt auch das Anecht auf seine Rednung mit seiner Neugier. Die Stunden vergehen, und auf einmal läuten sie den Tag ein. Die Mutter betet vor: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft...“ Und nach dem Beten fragt der Bub': „Was gibt's denn heut für a Arbeit?“

„I Sommerforn wär' zum Schneiden im Ebnader.“

Julie an Otto.

(Da Juste beim Rednungscat dient, drecht sie ja mit Vorliebe in Jählen aus.)

„Nieder Otto! Iig Geliebter! Heit vor't Jahr brauch' mein Herz entz' vor Gram, weil Du als Ber Soldat rausgemüßt fort Vaterland. Du bist Du noch draußen, ach 9, wer hätte das ged's mir geschrieb mein Bruder Fri' Ze soll er in Russland jeden, stumm Dir ja in 8! I'd schide Dir heite Wurscht, Zigaretten und Ser Pöfe. Esse erst ordentlich' eh Du in die Schiss müßt. Der Brief dräger von unser Res' schenkte mir ein Freibüdel zu Traf G's! Die letzte 10e war besonders scheene. 2fle nicht an meine 3e, lieber Otto, der is mir zu jung. Wie er mir neulich umstossen wollte, sagte id: wat er'sten Es sieh? man immer sel! Jetzt muß id erst die Suppe durch7, entschuldige ene Minute — „Ae, unfer Stubenmädchen is zu demlich, die 180 immer eben, wenn id von Dir rede. Den Herrn sein Bruder, der böiche Major is verwundet. Heit muß id be'n' Jahngrat, 13e oder 14e müßten raus, also 7 Stück, an wenn id erst die 9 inhabe wer id Dir noch mal so gut fesseln. Jestern waren unsere Fräuleins zum Ball, fäcken sabn sie aus, schlant wie die 11en. D1 itelzeug ist einjemottel, da habe id' och mal mit Pulverer kontiert. Fräulein Ella hat von ihren Bräutjam eine Feldpostkarte getrigt, da druff steht: Du bist mein Müd'! un Otto is m1, dachte id mir da. Fräulein Ella spielt eben Klav4 und singt die Was am Rhein. Au m8 aber bald Schluß da draußen und komme zu Deine

3e Juste.

Die ersten fünf sind die ersten, die den Kaiser selbst gesprochen. Die Frage, was er mit dem Kanzler geredet, beantwortete er einem bereits im W. & A. veröffentlichten Bericht nach dahin:

„Leber nichts anderes als über die Möglichkeiten, wie nach dem Kräfte der aller Anerkennung der Notwendigkeit und Selbständigkeit der Parteien des Volkes Kräfte doch so gefast werden können, daß aus der immer größeren Entfernung des zerkleinernden Mißtrauens die wachsende Nähe schaffender und aufbauender Wirkung wird. Leber das, was von oben her in Vorsehung und Handhabung des Gesetzes geschehen muß, um das Vertrauen in die Regierung herzustellen, aber auch über den Wahlsinn, der darin besteht, wenn die Befragung eines geforderten Schusses, auf eine einsame Insel verschlagen, unter sich in Streit und Zwiespalt und Zwietracht gerät.“

Und aus seinem längeren Empfang beim Kaiser zog er zwei Schlüsse:

„Der stärkste Eindruck, den ich vom Kaiser erhielt, war der der völligen Aufrichtigkeit seines Friedenswillens bis zum letzten Augenblick.“

Und weiter:

„Von sozialen Dingen war die Rede gar nicht. Aber ich habe die feste Überzeugung, daß der Kaiser mit seinem lebhaft suchenden Verstand nach dem Friedensschluß und nach der überwältigenden Einheit des Volkes in der Verteidigung des Vaterlandes noch einmal die Gelegenheit ergreifen wird, der Einigungsstätte eines sozialen Staates mit all dem Persönlichkeitsreichtum zu werden, dessen allein Deutschland, das Land der Seelenliebe und das Reich der demokratisch-monarchischen Synthese, fähig ist.“

Zweifelslos gehört Anton Hendrich zu jenen süddeutschen Sozialdemokraten, die, mehr in bürgerlichen Anschauungen wurzelnd, mit Gedankens- und Methodensphäre sozialer Elemente in der deutschen Sozialdemokratie nicht übereinstimmen. In dieser Lage hatte man im Inoffiziengebiet Gelegenheit, den Freiburger Sozialdemokraten zu hören, in zwei Vorträgen, die er in Duisburg und in Wülheim an der Ruhr hielt. Er folgte in den beiden Städten einer Einladung der unter dem Vorwort der Oberbürgermeister stehenden Ausschüsse bürgerlicher Kreise, die seit Kriegserbeginn in öffentlichen Vorträgen Redner aus allen Parteierichtungen zum Wort kommen lassen. Während Hendrich in Wülheim über „Kriegserlebnisse und Kriegserkenntnisse“ sprach, hatte er für den Vortrag im Duisburger Stadttheater „Deutschlands Zukunft vom sozialdemokratischen Standpunkt aus“ zu seinem Gegenstand gemacht. Vorher gab er in Duisburg die Erklärung ab, daß er in vielen Punkten von den Anschauungen seiner Partei abweiche, besonders in der Stellung zu religiösen Fragen; man könne ihn nicht einen vollen und ganzen Sozialdemokraten nennen. Das sage er nicht gegen andere, er hoffe aber, daß den Weg, den er gehe, noch manche seiner Parteigenossen, und nicht die schlechtesten, gingen, und daß dieser Weg in Zukunft noch von vielen gegangen werde. An die Spitze seiner Gedanken stellte Hendrich die Notwendigkeit, umzuwenden und die Folgerungen aus den Geschehnissen unserer Zeit zu ziehen:

„Was für ein politisches und soziales Leben hatten wir denn in Deutschland bis zum Ausbruch des Krieges? Doch kein Leben der fruchtbarsten, schöpferischen Kraft, sondern man verhiß sich ineinander, und jeder setzte seine ganze Kraft daran, zu beweisen, daß er klüger sei als andere. Tiefe Kluft schieden das Volk in Parteien, und selbst Männer von guter Erziehung hielten einen anderen für minderwertig, weil er ein Sozialdemokrat oder ein Konservativer war, oder weil er zur Zentrumspartei gehörte. Das war eine Verwüstung, die wir jetzt erst sehen, seit für das alles die Zeit vorbei ist. Aber das Zusammenbrechen und das Wahrwerden des Lobbies. Ich halt' einen Kameraden, einen besseren findet's man nicht, das alles wäre nicht gewesen, wenn nicht hinter dem Kampf etwas anderes gestanden hätte, der Kampf um die deutsche Seele. Wir sind in einem Aufbruch, in einer merkwürdigen Zeit, wo es heißt „Koralle coeli“, „Luzifer, Himmel, den Gerechten“, der aufsehen soll, damit jeder in dem andern den gleich erschaffenem

Menschen erkennt. Die im Schützengraben haben es gespürt, daß wir zusammengehören. Sollte, was da draußen geschieht, nicht auch für uns möglich sein? Ich bin nichts weniger als ein Humanitätsdusel. Nicht jeder soll dem andern um den Hals fallen, bei allem gleichem Herkommen sind wir verschieden, aber wir müssen den innern Menschen erkennen und achten lernen. Oft wird das herzlich schwer gemacht, z. B. mir von meinen Parteigenossen. Aber das weiß ich, wenn ich wegen meiner Stellung zum Kräfte angegriffen werde, dann ist es nichts als christliche Willen und Absicht, die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft nicht gefährden zu lassen. Da muß noch unendlich viel geschehen, bis Frieden in Deutschland ist.“

Bei der Behandlung der Frage, wie die Zukunft Deutschlands vom sozialdemokratischen Standpunkt zu gestalten sei, stellte Hendrich eine Reihe Forderungen auf, die dem Leser der sozialdemokratischen Presse nicht neu sind, die aber auch zum Teil in der bürgerlichen Presse und in den Volksvertretungen Forderung gefunden haben. Der Vortragende wußte diese Forderung in eindrucksvollen Darlegungen zu begründen. Im wesentlichen sagte er:

„Aus den gegenwärtigen Ereignissen müssen wir das allererste heraus-schöpfen, und das ist eine sehr schwere Sache. Das allererste, rein praktische ist, daß alle sozialdemokratischen Klassen ein für allemal unserer Partei nicht mehr den Schmerz antun, uns für vaterlandslos zu halten. Das zweite ist, was in einem vom Reichkanzler herrührenden Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gesagt wurde: „Wenn der Krieg zu Ende ist, dem freien Volke das freie Wort.“ Frei sein heißt nicht, ziellos sein und keine Grenzen kennen, frei sein heißt nur, dem gesunden Drang des innern Gewissens Ausdruck geben dürfen. Das haben die Hunderttausende im Westen und Osten, die sorgen, daß die Fronten nicht sind, und daß wir hier in aller Ruhe hören und reden können, mit ihrem Blut verdient, daß sie nachher frei reden dürfen. Wer liebt, darf reden. Wer das Vaterland so sehr liebt, wie unsere Leute, nicht zum wenigsten unsere Armeekorps geistesmäßig organisierter Arbeiter, die an der Spitze und in der Champagne die Front gehalten haben, der muß frei reden dürfen. Das wichtigste aber bleibt, daß wir alle wieder einen großen Glauben an das Aufwärts- und Vorwärts der Menschheit bekommen, und daß Deutschland darin allen andern Völkern vorangehen soll. Wir müssen alle scheiden in solche, die glauben, und solche, die nicht glauben. Es gibt ja jetzt schon so viele, die sagen: Ach, hören Sie auf, es kommt nachher doch alles so, wie es vorher gewesen ist. Und diese Menschen können so viele Fälle anführen, wo sie recht gehabt haben, aber sie sind nicht Schuld daran, wenn es trotz ihnen in der Welt und in der Menschheit immer vorwärts und aufwärts geht. Sie sind diejenigen, die in dem ganzen Weltgeschehen nur eine Halbestation sehen. Das sind die, vor denen es heißt: Wenn ihr doch halt' nörret oder wäret; da ihr aber lau seid, werde ich euch ausspeien aus meinem Munde. Das ist eine derbe altdeutsche Sprache, aber man weiß, was damit gemeint ist. Wir brauchen Menschen, die wissen, daß die neuen Register auf der Orgel des deutschen Volkes gezo-gen werden, die mitmachen, mitwirken und mitsingen wollen. Der Sinn der Welt liegt doch darin, daß wir eine Aufgabe und einen Beruf erfüllen. Und dieser Krieg ist der größte Wahnsinn an den Beruf, den Deutschland jetzt zu erfüllen hat, dieses Deutschland, das in seine Schicksalsstunde hineingestossen wurde, um über seinen Beruf klar zu werden, gerade wie ein Mensch in seine Schicksalsstunde hineingestossen wird, damit er merke wird und begreift. Wer das nicht begreift, ist ein armer Mann. Es ist ein Fehler für ein Volk, wenn es sich für auszuwählen hält. Ich brauche das Volk nicht zu nennen, das an diesem Glauben geradezu zugrundegegangen ist. Ob ein Volk auswählt ist oder nicht, das steht auf einer ganz andern Seite. Aber ob ein Volk berufen ist, das kann man wissen. Gewiß, alle waren einmal berufen, auch Frankreich, aber dieses hat allem Anschein nach seinen Beruf verfehlt. Ob dieses Frankreich seinen Beruf erfüllt hat, als es die Schwarzen, die Turken gegen uns schickte, das Frankreich, das jetzt behauptet, wir Deutsche seien alle eine Gesellschaft von Irren, das Frankreich, das 44 Jahre nach seiner letzten Niederlage noch auf derselben Bevölkerungszahl sich befindet? Frankreich ist ein niedergebendes Land, das nur noch an seiner Autorität sich beruht. Wenn ich das

sage, so ist das kein Pharisäertum. Wer weiß, welche Sympathien wir Baden, wir Süddeutschen im besondern, immer noch für Frankreich hatten, Sympathien, die der Kaiser teilte, der glaubte, daß er immer noch mit den Franzosen zurecht kommen werde, erst der tann erfassen, wie entsetzt wir waren, als wir den wirklichen Zustand von Frankreich, sein Zerfallen, erkannten.“

„Um unsere Ideale zu erfüllen, müssen wir Aufgaben auf sozialem Gebiet gestellt werden. Wenn wir nicht eine Wohnungsreform allergrößten Stils bekommen, dann wird die Gefahr der Abnahme der Bevölkerung bedrohlicher werden. Es gibt Leute, die sagen, das sei jetzt der erste punitive Krieg. Ich kann ihnen nicht unrecht geben. Ich glaube nicht, daß unsere Gegner, wenn wir sie niedergezogen haben, Ruhe geben werden. Wir werden noch und stark sein müssen. Dazu brauchen wir neue, gesunde Menschen mit roten Wangen, die kämpfen können, wenn es darauf ankommt. Schon von diesem rein nationalen Standpunkt aus ist es notwendig, daß wir in Deutschland eine Wohnungsreform allergrößten Stils durchführen. Noch ein anderes ist notwendig. Nachdem die Gleichheit und der gleiche Wert des Blutes zwischen Höhen und Niedern draußen im Schützengraben erwiesen worden ist, muß das gleiche Recht und die gleiche und direkte Wahl für alle Staatsbürger kommen. Das sind zwei Dinge, um die wir nicht herumkommen. Wenn man sich dagegen sträuben sollte, werden sie mich auf dem äußersten linken Flügel der Sozialdemokratie sehen. Wenn man sich dagegen sträuben sollte, dann gibt es nur ein großes Wehe über unser Vaterland, das so wenig verstanden hätte, seinen Söhnen für das zu danken, was sie geleistet haben. Ich durfte an den Fronten in Flandern, in Russland und im Elsas sein. Da war das größte Erlebnis, was unsere Leute das Angeheure, von dem wir keine Ahnung haben, ertragen. Mit welchem Opfermut, mit welcher Hingabe, Fähigkeit und Unerschütterlichkeit! Natürlich kommt es vor, daß der eine oder der andere einmal den Kopf hängen läßt, aber wenn der Befehl zum Sturm kommt, dann ist es ein solches Aufkommen, daß wir alle stolz sein dürfen über das Volk in Waffen, das uns da draußen verteidigt. Der alte Fritz hat das Wort geprägt, Gott sei immer mit den größten Vorkämpfern. Zu den vielen Dingen, welche dieser Weltkrieg zu nichte gemacht hat, gehört auch dieses Wort; denn die Kisten und andere hatten viel mehr Truppen. Gott ist mit denen, deren Seelenleben unter den Völkern am meisten emporgelstet ist, und das ist das deutsche Volk und das deutsche Meer, und deswegen konnten wir in den Kämpfen in der Champagne durch mehrjähriges Trommelfeuer nicht gemüht werden, weil die deutsche Seele nicht gemüht werden kann. Das einzige, woran der Mensch alle sich halten kann, ist eine lebendige Seele, und alle Idealismen sind sonstige Tugenden, die zusammen, wenn der Mensch nicht diesen lebendigen Prometheus in sich hat. Um dieses Feuer müssen wir ringen. Dieses innere Feuer ist das verbindende zwischen den Menschen, das das Große erkennen und durch die Welt gehen läßt, ungedacht der Klassen und Rassen. Wenn man dieses Feuer besitzt, wird alles einfach, werden alle sozialen Fragen selbstverständlich, gegen die man sich nicht sträubt. Wenn dieses Feuer die deutsche Arbeiterschaft ergriffen hat, dann wird sie nicht mehr mit den Fehlern der Marxistischen Lehren sich über die Mängel der Welt trösten müssen, dann wird sie vom Papier zum Leben durchgedrungen sein, zum Leben, das allein das Leben wert ist, nicht zum Vegetieren, zum Leben aus jenem Feuer heraus, genalzt dessen wir jetzt die Fronten halten.“